

Die Apothekerin.

Das Städtchen B., das nur aus zwei bis drei trümmern Straßen besteht, liegt in tiefem Schummer verfunken. In der regungslosen Luft vernimmt man kaum einen Laut. Nur irgendwo in der Ferne, wahrhaftig außerhalb der Stadt, bellt mit einem dünnen, heiseren Tenor ein Hund. Bis zur Morgenröthe dauert es nicht mehr lange.

Alles ruht. Nur die junge Frau des Proviseurs Tschornomordit schlüft nicht. Sie hat sich schon dreimal zu Bette gelegt, aber der Schlaf flieht sie eigensinnig. — Gott weiß, warum. Sie sitzt am offenen Fenster im bloßen Hemde und sieht auf die Straße hinaus. Es ist ihr schweiß, langweilig und ägerlich zu Muth, so ägerlich, daß sie sogar weinen möchte. Warum? Sie weiß es selbst nicht. Es liegt ihr wie ein hartes Stück auf der Brust, das immerfort in die Kehle aufsteigt.

Hinter, nur einige Schritte von der Apothekerin, schnarcht süß Tschornomordit selbst. Ein gieriger Floh hat sich bei ihm auf der Stirn, zwischen den Augen, festgesetzt, aber er merkt es nicht und lächelt sogar, da er träumt, daß alle Bürger der Stadt den Husten haben und bei ihm große Mengen seiner Hustentropfen laufen. Man kann ihn jetzt wieder durch Stiche noch mit Kanonen noch mit Zärtlichkeiten wecken.

Die Apothekerin liegt beinahe an der Grenze der Stadt, so daß die Apothekerrin weit hinaus ins Feld blicken kann. Sie sieht, wie der östliche Rand des Himmels ganz allmählich erleuchtet und dann roth wird, wie von einer großen Feuerbrunst. Ganz unerwartet steigt hinter einem in der Ferne liegenden Hügel die große, breitgesichtige Mond langsam auf. Er ist roth; wie denn der Mond überhaupt, wenn er hinter einem Gebüsch hervorsteigt, aus irgend einem Grund immer furchtbar verlegen ist.

Pflösch ertönen in der nächtlichen Stille Schritte und Sporengelirr. Man hört Stimmen. Das sind die Offiziere, die vom Polizeikommissariat ins Lager heimgehen, denkt die Apothekerin.

Etwas später zeigen sich zwei Gestalten in weißen Offiziers-Sommerroben; die eine groß und die andere kleiner und dünner. Sie scheitern faul, eine hinter der anderen, langsam dem Baum einher und sprechen laut über irgend Etwas. Als sie sich der Apotheke genähert haben, beginnen beide Gestalten immer langsamer zu gehen, und sehen nach den Fenstern. „Es riecht nach einer Apotheke...“ sagt der Dünne. „Richtig, da ist sie auch! Aha, ich erinnere mich...“ In der vorigen Woche war ich hier und kaufte mir Niginsöl. Hier ist ja der Apotheker mit dem lauren Gesicht und der Gekleinlade. Das ist mal eine Kinnlade! Gerade mit so einer muß Simpsen die Pfeilspitze verhalten haben.“

„M — ja...“ spricht der Dicke im Saß. „Die Apotheke schläft. Und auch die Apothekerin schläft. Hier giebt es nämlich, Objoffow, eine hübsche Apotheke.“

„Ich habe sie gesehen. Sie gefiel mir sehr...“ Sagen Sie, Doktor, ist sie wirklich im Stande, diese Gekleinlade zu lieben? Unmöglich!“

„Rein, wahrschijnlijk liebt sie ihn nicht...“ seufzt der Doktor, mit einem Ausdruck, als thäte ihm der Apotheker leid. „Sie schläft jetzt hinterm Fenster, das Pflöschchen! Objoffow, was? Liegt der Hoge so hingegossen... das Frühchen ist halb geöffnet... das Frühchen hängt zum Bett heraus. Der Schafkopff vom Apotheker wird von diesen Sachen kaum viel verstehen... Weiß und Karbolfätsche sind für ihn wohl ziemlich baselbe!“

„Wissen Sie was, Doktor?“ sagt der Offizier, der stehen bleibt. „Geben wir mal in die Apotheke hinein und kaufen uns Etwas. Vielleicht sehen wir die Apothekerin.“

„Nanu? In der Nacht!“

„Was ist denn dabei! Sie müssen ja auch in der Nacht öffnen. Vorwärts!“

„Meinetwegen...“ Die Apothekerin, die sich hinter den Vorhang verdeckt hat, hört die heisere Glode. Sie sieht sich nach dem Manne um, der ruhig weiter schnarcht und süß lächelt — wegen der vielen Hustentropfen —, wirft sich in ein Kleid, steckt die bloßen Füße in Pantoffel und läuft in die Apotheke.

Durch die Glas Thür sieht man zwei Schatten... Die Apothekerin schraubt die Lampe auf und eilt zur Thür, um zu öffnen. Sie fühlt jetzt keine Langlewelle und keinen Kerger mehr und will nicht mehr weinen; nur ihr Herz pocht heftig. Der dicke Doktor und der dünne Objoffow treten ein. Jetzt kann man sie schon besser sehen. Der dickbäuchige Arzt ist schwarz, bärtig und unbeholfen. Bei der geringsten Bewegung tracht sein Rod und Schweißtropfen treten ihm auf die Stirn. Der Offizier ist rosig, ohne Schnurrbart, etwas weißlich und biegsam wie eine englische Reitze.

„Was wünschen Sie?“ fragt die Apothekerin, die sich das Kleid über der Brust zusammenhält.

„Geben Sie...“ „Ah...“ für fünfzehn Kopelen Pfefferminzplätzchen.“ Die Apothekerin holt ohne Eile vom Regal eine Büchse und beginnt zu wiegen. Die Käufer blicken ihr unverwandt auf den Rücken; der Arzt schlief halb die Augen, wie ein fatter Vater, während der Leutnant sehr ernst ist.

„Zum ersten Male sehe ich in einer Apotheke eine Dame,“ sagt der Doktor. „Dabei ist nichts Besonderes...“ antwortet die Apothekerin, während sie nach dem rötlichen Gesicht Objoffows...“

schickt. „Mein Mann hat keine Gebilfen; ich helfe ihm immer.“

„So...“ Sie haben eine ganz nette Apotheke! Wie viele verschiedene... Büchsen es hier giebt! Und Sie fürchten sich nicht, hier inmitten von Giften zu leben? Brrr!“

Die Apothekerin hebt das Päckchen zu und reicht es dem Doktor. Objoffow giebt ihr ein Fünfschillingstücken. Die Käufer sehen einander an, machen einen Schritt nach der Thür zu und sehen sich dann wieder an.

„Geben Sie mir, bitte, für zehn Kopelen Soda!“ sagt der Doktor. Die Apothekerin streckt die Hand wieder faul und lässig nach dem Regal aus. „Hätten Sie nicht hier in der Apotheke so was... Selterswasser vielleicht? Haben Sie Selterswasser?“

„Jawohl,“ antwortet die Apothekerin. „Trapo! Sie sind kein Weib, sondern eine Fee. Schließen Sie uns also etwa drei Flaschen heran!“

Die Apothekerin verpackt eilig die Soda und verschwindet im Dunkel der Thür.

„Ein Bissen!“ sagt der Doktor blinzelnd. „So eine Ananas, Objoffow, finden Sie selbst auf der Insel Madeira nicht. He? Was meinen Sie? Liebtigens...“ hören Sie das Geischnarr? Das ist der Herr Apotheker in höchstgelehrter Person, der da schlummert.“

Nach einer Minute steht die Apothekerin jurid und stellt auf den Ladentisch fünf Flaschen. Sie war eben im Keller und ist daher roth und ein Bißchen außer Athem.

„Iss...“ leiser! sagt Objoffow, als sie beim Ausfordern der Flaschen den Korkenzieher fallen läßt. „Lärmen Sie nicht so, sonst werden Sie Ihren Mann.“

„Nun, was ist denn dabei, wenn ich ihn wecke?“

„Er schläft so süß... träumt von Ihnen... Auf Ihr Wohl!“

„Und außerdem...“ meint mit seiner Baßstimme der Doktor, der nach dem Selterswasser aufpassen muß, „außerdem sind die Ehemänner ein so langweiliges Kapitel, daß sie gut thäten, immer zu schlafen. Na, zu diesem Wasserchen etwas Rothwein, das wäre was!“

„Was nicht noch!“ lacht die Apothekerin. „Das wäre prächtig! Schade, daß in den Apotheken keine Spirituosen verkauft werden! Liebtigens...“ Sie müssen ja Wein als Medizin verkaufen. Haben Sie pinum gallicum rubrum?“

„Jawohl.“

„Na, also! Geben Sie ihn mal her! Holz der Teufel: nur her damit!“

„Wie viel wollen Sie?“

„Quantum satis!“ Zuerst geben Sie uns ins Wasser je eine Unze, — und dann wollen wir schon sehen. Objoffow, he? Zuerst mit Wasser und dann nachher per se...“

Der Doktor und Objoffow setzen sich an den Ladentisch, nehmen die Flaschen ab und fangen an, Rothwein zu trinken. „Der Wein ist aber, Alles, was recht ist, ein miserables Zeug! Binum schwachissimum? Das muß man sagen! Liebtigens, in der Gesellschaft schmeckt er wie Kettlar. Sie sind entzündend, meine Gnädige! Ich küsse Ihnen in Gedanken die Hand.“

„Ich würde viel darum geben, Das nicht nur in Gedanken thun zu können!“ sagt Objoffow. „Auf Ehre! Ich würde mein Leben dafür geben!“

„Das lassen Sie nur bleiben...“ sagt Frau Tschornomordit erötend und macht ein ernstes Gesicht.

„Wie Sie übrigens totet sind!“ Der Doktor lacht leise und sieht sie schelmisch von unten heraus an. „Die Auglein schießen nur so! Piff! Puff! Ich gratulire: Sie haben gesiegt! Wir sind gefangen!“

Die Apothekerin blickt auf ihre frisch gezeichneten, lauschten auf ihr munteres Geplauder und wird allmählich selbst lebhafter. O, ihr ist es jetzt schon so heiter zu Muth! Sie betheilt sich am Gespräch, lacht, kottelt und trinkt sogar nach langem Bitten der Käufer, etwa zwei Unzen Rothwein.

Die Herren Offiziere mühten doch häufiger aus dem Lager in die Stadt kommen,“ sagt sie; „sonst ist hier so furchtbar langweilig. Ich sterbe fast.“

„Natürlich!“ meint der Doktor empört. „So eine Ananas, ein Wunder der Natur, und in dieser Oede! Liebtigens ist's für uns schon Zeit. Sehr angenehm gewesen, Ihre Bekanntschaft zu machen...“ sehr! Was haben wir zu zahlen?“

Die Apothekerin hebt die Augen zur Decke und bewegt lange die Lippen. „Zwölf Rubel achtundvierzig Kopelen!“ sagt sie.

Objoffow holt seine dicke Brieftasche hervor, sucht lange in einem Päckchen Papiergeld und zahlt.

„Ihr Mann schläft süß und träumt...“ murmelt er, während er der Apothekerin zum Abschied die Hand drückt.

„Ich liebe keine Dummheiten...“ „Wieso denn Dummheiten? Im Gegentheil...“ es sind gar keine Dummheiten... Sogar Schatepeare sagt: „Selig, wer jung in der Jugend!“

„Lassen Sie meine Hand los!“

Das Herz klopfte so stark, als entschieden die Beiden, die dort schlüft, über ihr Schicksal. Ungefähr nach fünf Minuten verläßt der Doktor Objoffow und geht weiter, während Objoffow zurückkommt. Er geht an der Apotheke vorbei, einmal, zweimal... Bald bleibt er an der Thür stehen, bald geht er wieder weiter. ... Endlich wird die Glode behutsam gezogen.

„Was? Wer ist das?“ hört die Apothekerin plötzlich die Stimme ihres Mannes. „Dort wird geklingelt und Du hörst es nicht!“ sagt streng der Apotheker. „Was für eine Unordnung!“ Er steht auf, zieht sich den Schlafrock an und geht auf den Pantoffeln schürrend und im Halbschlaf schwankend, in die Apotheke.

„Was...“ wünschen Sie?“ fragt er Objoffow.

„Geben Sie...“ geben Sie mir fünf fünfzehn Kopelen Pfefferminzplätzchen.“

Mit endlosem Schnaufen und Gähnen, unterwegs einschlafend und mit den Knien an den Ladentisch stoßend, klettert der Apotheker zu dem Regal hinauf und holt die Büchse...

Zwei Minuten später sieht die Apothekerin, wie Objoffow aus der Apotheke heraustritt und, nachdem er einige Schritte gegangen ist, die Pfefferminzplätzchen auf die staubige Straße wirft. Hinter der Ecke kommt der Doktor ihm entgegen... Sie treten zusammen und beschimpfen einander, mit den Händen gestikulirend, im Morgenebel.

„Wie unglücklich bin ich!“ spricht die Apothekerin, während sie ihren Mann, der sich schnell ausbleibt, um weiter zu schlafen, voll Wuth betrachtet. „O, wie unglücklich bin ich!“ wiederholt sie, plötzlich in Thränen ausbrechend. „Und Niemand, Niemand weiß...“

„Ich habe auf dem Ladentisch fünfzehn Kopelen vergessen,“ brummt der Apotheker, der sich die Dede über den Kopf zieht. „Ahu sie, bitte, in die Kaffe...“

Und sofort schlüft er wieder ein. Anton Tschornow. Petersburg.

Der Wurm.

Eine englische Garnisonsgeschichte. — Von Rudyard Kipling.

Schatepeare sagt irgendwo, auch der kleinste Wurm — es können ebenso gut Kriecher wie Insekten sein — winde sich, wenn er getreten werde. Das Beste ist es also, einen Wurm nicht zu treten, nicht einmal den jüngsten Subaltern-Offizier, der eben erst aus England gelangt ist, dessen Uniformknöpfe noch blank sind, dessen Wangen noch das Roth des saftigen englischen Kirscheisens haben.

Hier die Geschichte eines Wurms, der sich getrieben hat. Der Kürze halber sei nämlich Henry Ramsay Fairpore einfach „der Wurm“ genannt, obwohl er ein recht hübscher Junge war, ohne ein Härchen im Gesicht, der die Füße eines Mädchens aufwies, als er zu dem zweiten Schiffarris kam, wo er so mancherlei Aergernisse erlebte. Die Schiffarris sind ein äußerliches Regiment, und wer da was gelten will, muß schon etwas Besonderes leisten können, im Banjospielen, im Reiten, Singen oder Romdienenspiel. Leider verlor der Wurm gar nichts, als dem Pferd zu fallen und beim Fahren die Thorposten zu demoliren. Doch das wurde mit der Zeit einformig.

Der verachtete Whist, durchlochte das Billardbrett, jonglirte, hielt wenig auf sich und schrieb Briefe an Mama und Schwester. Hier von diesen fünf Dingen gelien bei den Schiffarris als Vahler, die ausgerottet werden müssen. Darum stürmten sie den Wurm nicht wenig, aber der nahm Alles geduldig hin. Er war so gut, so ängstlich zu lernen bemüht, er konnte so heftig erörtern, daß seine Erziehung bald aufgegeben war, und er von Allen sich selbst überlassen wurde, ausgenommen vom Hauptmann, der fortwährend, dem Wurm das Leben schwer zu machen. Er meinte es nicht schlimm, aber er war etwas groß und wählte nicht zu rechter Zeit einzuhelfen. Er hatte zu lange auf sein Wohlgeheimen warten müssen und das verarbeitete immer; auch war er verliebt, und das machte ihn bödsartig.

Nachdem er eines Tages dem Wurm wieder einen Streich gespielt hatte, gab er den Bericht darüber in der Messe zum Besten. Da stand der Wurm auf und sprach mit seiner ruhigen Damensstimme:

„Das ist Alles recht schön, aber ich wette eine Monatspaße, ich zahle es Ihnen in einer Weise heim, daß sie Ihre Regimenter lang daran denken werden, das Regiment aber auch noch, wenn Sie längst tot sind.“

Er sprach dies ohne Jörn, und die Messe lachte. Der Hauptmann sah ihn von unten nach oben und wieder zurück an und antwortete:

„Gilt, Baby!“

Der Wurm rief die übrigen Kameraden als Zeugen an und zog sich mit süßlichen Lächeln zu einem Bude zurück.

Zwei Monate vergingen; der Hauptmann setzte sein Erziehungswort bei dem Wurm fort. Ich habe bereits bemerkt, daß er verliebt war. Das Erstaunlichste dabei ist, daß ein junges Mädchen ihn liebte. Obwohl der Oberst unangenehme Bemerkungen machte, die Majore brummen, die verheirateten Hauptleute allzugleich lächelten, und die jungen Offiziere spöttelten, waren Beide verlobt. Und so eifrig war er mit seiner Kompagnie und seiner Braut beschäftigt,

daß er darüber vergaß, sich weiter mit dem Wurm zu beschäftigen. Das Mädchen war hübsch und hatte Geld. Sie kommt übrigens in dieser Geschichte nicht weiter vor.

Bei Beginn der Sommerhitze saßen eines Abends alle Offiziere von der Messe auf der Plattform der Kantine, ausgenommen der Wurm, der auf seiner Stube saß, um nach der Heimath zu schreiben. Die Musikkapelle hatte ihr Programm abgepfiffelt, doch Keiner dachte daran, sich zu entfernen. Auch die Hauptmannsfrauen waren anwesend.

Die Thorheit eines verliebten Mannes ist unbegrenzt. Der Hauptmann wurde nicht müde, die Vorzüge seiner Verlobten zu preisen, wobei die Damen zustimmend nickten, die Männer aber gähnten. Pflösch wurde im Dunkel das Kaufhaus von Frauengewändern vernehmbar und eine müde, schwache Stimme fragte: „Wo ist mein Gatte?“

Ich will gegen die Stillschließ der Schiffarris nicht das Geringste gesagt haben, aber es ist Thatsache, daß bei dieser Frage alle Mann in die Höhe schossen, als wären sie getroffen worden. Drei von diesen waren verheiratet.

Vielleicht erschütterte sie, weil sie ihre Frauen so plötzlich von der Heimath angelangt glaubten. Der Bierte meinte später, er sei nur dem Impuls des Augenblicks gefolgt.

Dann rief jene Stimme wieder: „O Lionel!“

Lionel war der Name unseres Hauptmannes. Eine Frau trat näher, streckte die Arme nach der dunklen Stelle aus, wo er stand, und seufzte. Wir Alle erhoben uns und fühlten, daß jetzt sich etwas ereignen müsse, und waren bereit, das Schlimmste zu erwarten. In der kleinen Welt, wie die unsrige, weiß man so wenig vom Leben seines Nächsten, daß man keineswegs übertraut ist, wenn plötzlich ein Zusammenbruch erfolgt. Vielleicht war der Hauptmann in seiner Jugend in die Falle gegangen; Männer werden ja oft in dieser Weise gefangen. Aber wußten es nicht, wir wollten es aber erfahren, und die Offiziersdamen waren so begierig wie wir.

Ging er wirklich in die Falle, so war er zu entschuldigen, denn das aus der Ferne gekommene Fräulein in staubigen Schuhen und grauem Reisefleisch sah mit ihrem schwarzen Haar und großen thronenvollen Augen sehr lieblich aus. Sie war schlank, hatte ein schönes Gesicht, und ihre schluchzende Stimme war rührend. Als der Hauptmann aufstand, schlang sie ihren Arm um seinen Nacken und nannte ihn „mein Liebling“; sie hätte es nicht länger allein in England aushalten können, seine Briefe wären so kurz und kalt gewesen, sie wäre kein bis an's Ende der Welt, und ob er ihr vergehen wollte. Das klang ja nicht so, wie eine Lady zu sprechen pflegt; es war zu leidenschaftlich. Jedemfalls schienen die Dinge sehr arg. Die Offiziersfrauen blickten den Hauptmann sehr streng an, und das Gesicht des Majors glüht dem jüngsten Tag. Keiner sprach zunächst ein Wort. Endlich sagte der Oberst kurz: „Nun, Herr?“

Die Dame schluchzte aufs Neue. Der Hauptmann, halb erdrückt von dem Arm, der ihn umschlang, leuchtete fast tonlos: „Verdammte Klüge! War in meinem Leben nicht verheiratet!“

„Schwören Sie nicht!“ mahnte der Oberst. „Gehen wir hinein, die Sache ins Klare zu bringen.“

Und er seufzte dabei, denn er hielt etwas auf die Moral seiner Schiffarris. Wir begaben uns Alle in das besser beleuchtete vordere Zimmer, und hier erst saßen wir, wie schon diese Frau war. Sie stand in der Mitte, zumellen erschütterte vom Weinen, dann wieder stoß die Arme nach dem Hauptmann ausstreckend. Es war wie der vierte Akt einer Tragödie. Sie erzählte uns, daß der Hauptmann sie geheiratet hatte, als er vor achtzehn Monaten mit Urlaub zu Hause war; auch schien sie von seiner Familie und seiner Vergangenheit Alles das zu wissen, was wir wußten, und noch viel mehr. Er sah weiß und sah aus und versuchte sie und da in einen Sturm von Worten auszubredeln. Wir Anderen sahen nur, wie lieblich sie war und wie verbesserlich er aussah, und blickten ihn für eine Bestie schlimmster Art; aber er that uns dennoch leid.

Ich werde nie das plöbliche Erscheinen der Gattin unseres Hauptmanns vergessen. Auch er gewiß nicht. Es brach so jäh, so unangenehmig aus dem Dunkel hervor in unser ödes Leben. Die Offiziersfrauen standen im Hintergrund; ihre Augen leuchteten, und man erkannte, daß sie bereits überzeugt waren und über den Hauptmann das Urtheil gefällt hatten. Der Oberst schien um fünf Jahre gealtert. Einer der Majore beschaffte seine Augen mit der Hand und betrachtete prüfend die Frau. Ein zweiter laute an seinem Schurzbaud und lächelte ruhig, als ob er einem Schauspieler beistünde. Weiter oben bei den Whiststischen war der Zedel damit beschäftigt, nach Plätzen zu schnappen. Ich erinnere mich an Alles so deutlich, als ob ich eine Photographie davon in der Hand hätte. Ich erinnere mich auch an den Schredensausdruck auf des Hauptmanns Gesicht. Er sah aus wie ein Schlingel, nur viel interessanter. Schließlich erklärte die Dame, der Hauptmann habe auf seiner linken Schulter ein N. tätowirt. Das war uns Allen auch bekannt, und unsere unschuldigen Gemüther schienen nun völlig überzeugt. Doch einer der ledigen Majore bemerkte sehr höflich:

„Ich glaube, meine Gnädige, Ihr Trauschwein würde dem Zwecke besser dienen.“

Sie fuhr empor, sah den Hauptmann wühend, den Oberst, den Major und alle Andern ärgelich an. Dann meinte sie wieder, jog aus ihrer Büchse ein Papier, und sprach grobhartig: „Hier, nehmen Sie! Und lassen Sie es meinen Gatten, meinen geschicklich angetrauten Gatten laut vorlesen, wenn er es demög!“ Allgemeines Staunen. Einer sah den Andern an, als der Hauptmann das Papier nahm. Er schwanzte, seine Kehle war trocken; doch als sein Blick auf die Schrift fiel, brach er in ein rauhes Stottern aus. Dann sagte er zu der Dame: „Sie junger Schelm!“

Und die Dame eilte zur Thür hinaus. Auf dem Papier aber stand geschrieben:

„Hiermit wird bestätigt, daß ich, der Wurm, dem Herrn Hauptmann, laut Bestimmung vom 23. Februar, wie die Kameraden bezeugen, mit eine volle Monatspaße in gesetzlicher Währung des Indischen Reiches schulde.“

Eine Deputation wurde nach der Wohnung des Wurms entsandt und fand ihn im Umkleidekabinen begriffen. Aber so wie er war, mußte er hinüber kommen, und die Schiffarris jubelten ihm so laut zu, daß die Artillerie-Messe herüber schickte, um auch was von dem Spaß zu haben. Ich glaube, wir Alle, der Oberst und der Hauptmann ausgenommen, waren ein wenig enttäuscht, daß der Standal in Nichts getrunnen war. Doch das ist nun einmal menschlich. Es gab nur eine Meinung über des Wurms Darstellungskunst. Als er mit uns nachher auf dem Sopha saß und wir ihn fragten, warum er nie was davon gesagt habe, daß Romdiedspiele seine harte Seite sei, antwortete er ruhig:

„Ich möchte auch gar nicht, daß Ihr mich darum befragt hättet: ich pflegte zu Hause mit meinen Schwestern Theater zu spielen.“

Doch das Alles erklärt noch nicht des Wurms Virtuosität. Pflösch finde ich die Sache ja nicht sehr geschmackvoll, überdies auch gefährlich. Man soll nicht mit dem Feuer spielen, auch nicht zum Scherz.

Die Schiffarris machten ihn zum Vorhändigen des dramatischen Regiments-Klubs. Und das aus der Hauptmann seine Schuld bezahlte — was auf einmal geschah — flüsterte der Wurm das Geld für Dekorationen und Koketten. Er war ein guter Wurm, und die Schiffarris sind stolz auf ihn. Das Einzige, was hängen blieb, war, daß er von nun „Frau Hauptmann“ genannt wurde, und weil es jetzt deren zwei in unserer Kompagnie giebt, so entsteht leicht eine Verwechslung.

Schmuck.

Von Ida Bod.

Sie war im Kloster erzogen worden — als kleines Mädchen von sechs Jahren hatten die Eltern sie dahin gebracht, und dort war sie geblieben bis jetzt, wo sie achtzehn Jahre geworden. Nicht einmal zu den Ferien war sie nach Hause gekommen, die Eltern wollten es nicht. Sie besahen einen großen Gasthof, der beiden vollaus zu ihun gab; aber die Tochter sollte eine „feine“ Erziehung haben, sollte nicht hineingezogen werden in das Gemöhnliche ihres Berufes. Darum ließen sie die Tochter nicht zu sich kommen, lieber besuchten sie sie selbst, einmal der Vater, einmal die Mutter, wer gerade leichter fort konnte.

Arme kleine Jeannette, das Leben ist nur schön, wenn man es im Reiz des Geheimnisses sieht, wie Sie bis jetzt; siebt man klar, dann sieht man, wie es wirklich ist, die häßliche Wahrheit, die sich Ihnen nach und nach enthüllt...“

Er blickte sie lange mit Blicken, die ein Liebeswaren, an und sagte, wie zu sich selbst:

„Das blühende, junge Geschöpf — und er, der abgelebte Greis. Armes Kind!“

„Ich möchte wissen, was Liebe ist!“ — leise klang die Stimme an sein Ohr. „Ich liebe so lange schon, und ich kenne sie nicht...“ Da strich der Mann jählich über das duftende Haar. Die Liebe ist was Wunder schönes — für wenige Auserwählte! Mögen Sie den Kinderdimmern behalten, möge sie Ihnen ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, in Ihr Leben darf sie nicht treten — die Liebe.“

„Nach einem Leben, wie Ihre sehnsüchtige Phantasie es Ihnen ausmalte, wie sich's Ihnen darstellte in den Büchern, die Sie im Geheimen lasen, oder in der Märchenwelt, in die das Kind sich eingespinnen. Nur den allerwenigsten Menschen fällt auch nur ein Schimmer von dem, was ihre Sehnsucht war, wirklich in's Leben; aber glücklich die, denen die Sehnsucht dennoch nicht verdoert, und die nur Sehnsucht sein lassen, was in der Erfüllung ja doch seinen Zauber verliert...“

Jeannette stand ganz nahe an dem jungen Manne. Wie war ihr nur? Den warmen Herzensston seiner Stimme fühlte sie wie lindes Streicheln. Unbewußt ließ sie ihren blonden, den die Myrthenkrone zierte, in's Gesicht sinken, die Lippen leicht geöffnet, wie im ungefühlten Durst. Da umfachte er sie und preßte seinen Mund auf den ihren:

„Küsse das Leben, wie es ist, an die vorübergleitenden, Jeannette, laß' es Dir nichts anhaben, hüte den stillen Zauber Deiner Welt, den holden Märchenzauber Deiner Kinderseele, laß' den Andern die garstige Wirklichkeit, bleibe Du in dem Paradies, das Deine Sehnsucht Dir zauberte!“

Er löste sich fort aus ihrer Umarmung und eilte davon. Sie stand allein, unbeweglich, ihre großen, fragenden Kinderaugen starrten in's Leere — als wäre ihr jetzt die süße Wirklichkeit entschwinden für immer, als wäre ihr Nichts geblieben als die große Sehnsucht nach dem enträumten Glücke, nur die Sehnsucht...“

Schimmernde weiße Kleid floß in weichen Falten um ihre schlanken Glieder, und der grüne Myrthenkranz stand gut zu dem blonden Haar. Zum ersten Mal sah sie, wie jung und schön sie war. Und als neben ihr im Spiegel das Gesicht des Mannes auftauchte — er kam sie zu sehen — dem sie in wenigen Stunden angetraut werden sollte für's Leben — da trach ein Schauer durch ihre Glieder. Wie alt er war! Wie ein weltes, gelbes Blatt neben der blühenden Rose. Aber das mußte so sein, sagte die Mutter, und Jeannette sprach laut das „Ja“ am Altare! Sie dachte Nichts dabei. Die Eltern hatten ja gebahet für sie.

Zum erstenmal war sie in Gesellschaft an ihrer eigenen Hochzeitsfeier; zum erstenmal sah sie, daß die Blicke der Männer sich bewundernd auf sie besteten, zum erstenmal trafen Schmeichelworte ihr Ohr. Wie ein Gluthstrom streifte der Champagner durch ihre Adern: leben — jung sein — genießen — wie schön das war! Und wieder trach es fröhlich an ihr Herz, wenn sie das alte Gesicht neben sich sah, ihren Gatten. Er, an dessen Hand sie hinaustraten soll in dieses lodende Leben! Es wurde ihr heiß und eng, und unbemerkt von der lärmenden Gesellschaft stahl sich die bräutliche Frau hinaus auf den Balkon, der rings um den Saal lief. Mondschlein lag darauf, schimmernd, wie in Silber getaucht, stand das junge blonde Weib mit der Myrthenkrone und harrete mit brennenden Augen in's Leere. Und statt der matten, von tausend Fächeln umgebenen Augen ihres Gatten sah sie ein anderes Augenpaar wieder, Augen, die lachten und leuchteten, und die heute schon einigemal mit so eigenthümlichem Ausdruck auf ihr geruht, wie in Mittelalt! Mittelalt mit ihr — warum? Ein Schatten fiel auf sie. Aufschreckend sah sie, daß er lebhaftig vor ihr stand, er, an den sie gedacht, der jüngste Bruder ihres Gatten. Und wieder ging sein Blick mittelaltig bewundernd an der bräutlichen Frau.

„So allein, Jeannette? Träumen Sie — und wovon?“

„Ich möchte wissen, warum Sie mich bebauern?“ Leise, träumerisch klang die weiche Stimme.

„Darum haben Sie gedacht, Jeannette? Wovon wissen Sie es?“

„Ich fühlte es, es liegt in Ihren Augen — und es beängstigt mich, Robert.“

„Armes Ding, was wissen Sie vom Leben!“

„Nichts, und darum will ich es kennen lernen. Ich sehne mich so danach!“

Wie ein Felsen klang's. Er war näher getreten.

„Arme, kleine Jeannette, das Leben ist nur schön, wenn man es im Reiz des Geheimnisses sieht, wie Sie bis jetzt; siebt man klar, dann sieht man, wie es wirklich ist, die häßliche Wahrheit, die sich Ihnen nach und nach enthüllt...“

Er blickte sie lange mit Blicken, die ein Liebeswaren, an und sagte, wie zu sich selbst:

„Das blühende, junge Geschöpf — und er, der abgelebte Greis. Armes Kind!“

„Ich möchte wissen, was Liebe ist!“ — leise klang die Stimme an sein Ohr. „Ich liebe so lange schon, und ich kenne sie nicht...“ Da strich der Mann jählich über das duftende Haar. Die Liebe ist was Wunder schönes — für wenige Auserwählte! Mögen Sie den Kinderdimmern behalten, möge sie Ihnen ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, in Ihr Leben darf sie nicht treten — die Liebe.“

„Nach einem Leben, wie Ihre sehnsüchtige Phantasie es Ihnen ausmalte, wie sich's Ihnen darstellte in den Büchern, die Sie im Geheimen lasen, oder in der Märchenwelt, in die das Kind sich eingespinnen. Nur den allerwenigsten Menschen fällt auch nur ein Schimmer von dem, was ihre Sehnsucht war, wirklich in's Leben; aber glücklich die, denen die Sehnsucht dennoch nicht verdoert, und die nur Sehnsucht sein lassen, was in der Erfüllung ja doch seinen Zauber verliert...“

Jeannette stand ganz nahe an dem jungen Manne. Wie war ihr nur? Den warmen Herzensston seiner Stimme fühlte sie wie lindes Streicheln. Unbewußt ließ sie ihren blonden, den die Myrthenkrone zierte, in's Gesicht sinken, die Lippen leicht geöffnet, wie im ungefühlten Durst. Da umfachte er sie und preßte seinen Mund auf den ihren:

„Küsse das Leben, wie es ist, an die vorübergleitenden, Jeannette, laß' es Dir nichts anhaben, hüte den stillen Zauber Deiner Welt, den holden Märchenzauber Deiner Kinderseele, laß' den Andern die garstige Wirklichkeit, bleibe Du in dem Paradies, das Deine Sehnsucht Dir zauberte!“

Er löste sich fort aus ihrer Umarmung und eilte davon. Sie stand allein, unbeweglich, ihre großen, fragenden Kinderaugen starrten in's Leere — als wäre ihr jetzt die süße Wirklichkeit entschwinden für immer, als wäre ihr Nichts geblieben als die große Sehnsucht nach dem enträumten Glücke, nur die Sehnsucht...“

„So, Dein Schneider radelt jetzt auch?“

„Ja, das Entinnen wird immer schwirrig!“

„Stoßseuffer.“

„So, Dein Schneider radelt jetzt auch?“

„Ja, das Entinnen wird immer schwirrig!“

„Stoßseuffer.“

„So, Dein Schneider radelt jetzt auch?“

„Ja, das Entinnen wird immer schwirrig!“

„Stoßseuffer.“

„So, Dein Schneider radelt jetzt auch?“